

AUS DEM INHALT:

- Zum Jahr der Stille
 - Im Schweigen Gott begegnen
 - Exerziten im Alltag
 - Benediktinische Spiritualität
 - Stille und Schweigen in der Seelsorge

- Evangelische Partnerhilfe der EKD

Meine Seele ist stille
zu Gott, der mir hilft.
Denn er ist mein Fels,
meine Hilfe, mein Schutz,
dass ich gewiss
nicht fallen werde.

Psalm 62,2-3



Liebe Leserin, lieber Leser!

Es besteht kein Zweifel: in einer lärmbe-
lasteten Zeit kommt dem Erleben von
Stille eine vollkommen neue Bedeutung
zu. Schon lange gehören Stilleübungen
ins methodische Repertoire im Religions-
unterricht. Kinder brauchen Stille. Erwach-
sene auch. Viele Gemeinden haben sich
daran gemacht, ihre Kirchenräume als
Räume der Stille neu zu entdecken und
zu öffnen. Vielfältige Gottesdienste und
Andachten werden landauf landab gefeiert,
die eines zum Ziel haben: Menschen
in die Stille zu führen, Gott zu spüren,
wie ihn der Prophet Elia erlebt hat: im
„Flüstern eines leisen Wehens.“ (1. Köni-
ge 19,11-12).

Das so genannte „Jahr der Stille“ war für
uns Anlass, die Stille und das Schweigen
zum Gegenstand der Betrachtung in die-
ser Ausgabe der Pfarrvereinsblätter zu
machen. Autorinnen und Autoren aus un-
terschiedlichen Bereichen kirchlicher Ar-
beit schildern auf sehr persönliche Weise
ihre Erfahrungen mit der Stille und dem
Schweigen. Sie erzählen davon, wie Gott
sich im „leisen Wehen“ finden lässt. Zu-
greifen kann, wer Impulse und Anregun-
gen für die eigene Spiritualität sucht.

Nicht zuletzt fanden wir das Thema im
Blick auf die bevorstehende Ferien- und
Urlaubszeit passend, in der Erfahrungen
mit der Stille und dem Schweigen – und
damit mit Gott – vielleicht neu erlebt wer-
den können.

So grüße ich Sie mit sommerlich-stillen
Grüßen herzlich aus dem Tandem in der
Schriftleitung

Ihre



Im Schweigen Gott begegnen Im Lärm der Zeit Gottes Stimme suchen

In einer Zeit, in der fast pausenloser Lärm uns umgibt, wirbt der ehemalige Propst von Jerusalem, Karl-Heinz Ronecker, ein hörendes, verstehendes und demütiges Schweigen wieder zu lernen. Ein Schweigen, das nach Gottes Stimme fragt und seine Gegenwart in der Stille vernimmt.

Eine der ältesten Jesuslegenden erzählt, Josef sei zur Stunde der Geburt Jesu davongeeilt, um Hilfe zu holen. Da erlebte er etwas Seltsames. Er blickte in die Luft und sah sie erstarren. Er schaute in den Himmel. Die Vögel, die eben noch über ihm kreisten, standen unbeweglich. Arbeiter saßen um eine Schüssel, aber die Kautenden kauten nicht und die etwas aufgehoben, hoben nichts auf. Schafe wurden umhergetrieben und kamen doch nicht voran. Der Hirte hob die Hand, um sie mit dem Stecken zu schlagen, doch seine Hand erstarrte wie festgefroren. Über dem Lauf eines Flusses lagen Böcke, doch das Wasser bewegte sich nicht und die Tiere tranken nicht. Dann war alles wieder wie zuvor. Zur Geburtsstunde des Erlösers, so verstehe ich diese Geschichte, hält die gesamte Schöpfung den Atem an.

Die Schöpfung hält inne

Bei Zacharias ereignet sich etwas Ähnliches. Der Vater Johannes des Täufers, so haben wir gehört, hatte die Sprache verloren, als ihm der Gottesbote mitteilte, er würde trotz seines Alters den lange er-

sehnten Sohn bekommen. Zacharias habe gezweifelt, so wird gesagt. Da sei er mit Stummheit geschlagen worden. Ich kann mir sein Stummsein jedoch nicht nur als Strafe vorstellen. Für mich findet sich darin auch etwas von diesem Innehalten der Schöpfung. Von Elisabeth, der Frau des Zacharias, wird berichtet, sie habe sich vor der Geburt des Johannes fünf Monate verborgen gehalten. Darin sehe ich ebenfalls etwas, das dem Schweigen des Zacharias gleicht. Es gibt Erfahrungen mit Gott, über die wir nicht sprechen können, weil sie unser Fassungsvermögen übersteigen. Da brauchen wir Zeit, bis das Verständnis nachgewachsen ist. In solchen Fällen ist es gut zu schweigen, damit unsere Beredsamkeit nicht wieder nur zeugt, wie hilflos wir sind.

Lernen, zu schweigen

Wir leben in einer Welt, in der uns fast pausenlos Lärm umgibt. Bei erstaunlich vielen unter uns läuft das Fernsehen oder das Radio vom ersten Augenblick am Morgen bis zur letzten Minute am Abend. Es ist, als sollten alle Stimmen, die aus dem Untergrund unserer Seele ins wache Bewusstsein aufsteigen, gleich wieder zugedeckt werden. Was beunruhigt, wird ausgeblendet. Weil das krank machen kann, weil wir es nötig haben, auf unsere Erinnerungen zu hören, auch auf unsere Sorgen und unsere uneingestanden Hoffnungen, darum ist es wichtig, dass wir lernen zu schweigen.

Ein hörendes, demütiges Schweigen

„Es gibt ein selbstgefälliges, hochmütiges, beleidigtes Schweigen“, hat Dietrich

Bonhoeffer geschrieben. Es gibt allerdings auch ein hörendes, ein demütiges Schweigen. Wer die Worte der anderen wirklich verstehen möchte, der wird das Schweigen lernen müssen, von dem das Hören lebt. Das gleiche gilt für den, der im Lärm der Zeit nach Gottes Stimme fragt. Jörg Zink schrieb: „Ich stehe am Ufer und die Stille ist voll deiner Gegenwart. Ich warte auf ein Wort von dir. Ich weiß, dass du mich siehst und ich öffne dir mein Herz. Die Stille ist voll deiner Gegenwart.“ Wir verdanken es den evangelischen Kommunitäten, vorab den Brüdern von Taizé und den Schwestern von Grand Champs, dass sie uns und unsere Gemeinden das Schweigen gelehrt haben. In seiner Regel für das Predigerseminar der Bekennenden Kirche hat Dietrich Bonhoeffer bereits vom Schweigen gesprochen. Dann hat er freilich hinzugefügt: „Wer nicht in der Gemeinschaft lebt, der hüte sich vor dem Alleinsein.“ So wie unser natürliches Leben im Rhythmus existiert von Sommer und Winter, Frost und Hitze, Saat und Ernte, Tag und Nacht, kennt auch unser geistliches Leben das Ineinander von Licht und Dunkelheit, Reden und Schweigen, Einsamkeit und Gemeinschaft.

■ *Karl-Heinz Ronecker, Kirchzarten*

Hören auf Gott: Einsam und gemeinsam Dietrich Bonhoeffer zum Schweigen und zur Gemeinschaft

Von 1935–1937 leitete Dietrich Bonhoeffer das Predigerseminar der Bekennenden Kirche in Finkenwalde. Seine Tätigkeit dort hat in den Büchern „Nachfolge“ und „Gemeinsames Leben“ reiche Früchte getragen. Die Bedeutung des gemeinschaftlichen Schweigens im „Gemeinsamen Leben“ zeichnet Karl-Heinz Ronecker nach, indem er die wichtigsten Textpassagen dazu zusammengestellt hat.

Dir wird Schweigen als Lobpreis, Gott, in Zion. (Ps 65,2)

Viele suchen die Gemeinschaft aus Furcht vor der Einsamkeit. Weil sie nicht mehr allein sein können, treibt es sie unter die Menschen. Auch Christen, die nicht allein mit sich fertig werden können, die mit sich selbst schlechte Erfahrungen gemacht haben, hoffen in der Gemeinschaft anderer Menschen Hilfe zu erfahren. Meist werden sie enttäuscht und machen dann der Gemeinschaft zum Vorwurf, was ihre eigenste Schuld ist.

Die christliche Gemeinschaft ist kein geistliches Sanatorium. Wer auf der Flucht vor sich selbst bei der Gemeinschaft einkehrt, der missbraucht sie zum Geschwätz und zur Zerstreung, und mag dieses Geschwätz und diese Zerstreung noch so geistlich aussehen. In Wahrheit sucht er gar nicht die Gemeinschaft, sondern den Rausch, der die Vereinsamung für kurze Zeit vergessen lässt und gerade dadurch

die tödliche Vereinsamung des Menschen schafft. Zersetzung des Wortes und aller echten Erfahrung und zuletzt die Resignation und der geistliche Tod sind das Ergebnis solcher Heilungsversuche.

Wer nicht allein sein kann, der hüte sich vor der Gemeinschaft. Er wird sich selbst und der Gemeinschaft nur Schaden tun. Allein standest du vor Gott, als er dich rief, allein musstest du dem Ruf folgen, allein musstest du dein Kreuz aufnehmen, musstest du kämpfen und beten, und allein wirst du sterben und Gott Rechenschaft geben. Du kannst dir selbst nicht ausweichen; denn Gott selbst hat dich ausgesondert. Willst du nicht allein sein, so verwirfst du den Ruf Christi an dich und kannst an der Gemeinschaft der Berufenen keinen Anteil haben. „Wir sind allesamt zum Tode gefordert und wird keiner für den andern sterben, sondern ein jeglicher in eigener Person für sich mit dem Tod kämpfen ... Ich werde dann nicht bei dir sein, noch du bei mir.“ (Luther)

Umgekehrt aber gilt der Satz: Wer nicht in der Gemeinschaft steht, der hüte sich vor dem Alleinsein. In der Gemeinde bist du berufen, der Ruf galt nicht dir allein, in der Gemeinde der Berufenen trägst du dein Kreuz, kämpfst du und betest du. Du bist nicht allein, selbst im Sterben und am Jüngsten Tage wirst du nur ein Glied der großen Gemeinde Jesu Christi sein. Missachtest du die Gemeinschaft der Brüder, so verwirfst du den Ruf Jesu Christi, so kann dein Alleinsein dir nur zum Unheil werden. „Soll ich sterben, so bin ich nicht allein im Tode, leide ich, so leiden sie (die Gemeinde) mit mir.“ (Luther)

Wir erkennen: Nur in der Gemeinschaft stehend können wir allein sein, und nur wer allein ist, kann in der Gemeinschaft leben. Beides gehört zusammen. Nur in der Gemeinschaft lernen wir recht allein sein und nur im Alleinsein lernen wir recht in der Gemeinschaft stehen. Es ist nicht so, dass eins vor dem andern wäre, sondern es hebt beides zu gleicher Zeit an, nämlich mit dem Ruf Jesu Christi. Jedes für sich genommen hat tiefe Abgründe und Gefahren. Wer Gemeinschaft will ohne Alleinsein, der stürzt in die Leere der Worte und Gefühle, wer Alleinsein sucht ohne Gemeinschaft, der kommt im Abgrund der Eitelkeit, Selbstvernarrtheit und Verzweiflung um.

Der gemeinsame Tag der christlichen Hausgemeinschaft wird begleitet von dem einsamen Tag jedes Einzelnen. Das muss so sein. Unfruchtbar ist der gemeinsame Tag ohne den einsamen Tag, für die Gemeinschaft wie für den Einzelnen. Das Merkmal der Einsamkeit ist das Schweigen, wie das Wort das Merkmal der Gemeinschaft ist. Schweigen und Wort stehen in derselben inneren Verbundenheit und Unterschiedenheit wie Alleinsein und Gemeinschaft. Es gibt eines nicht ohne das andere. Das rechte Wort kommt aus dem Schweigen, und das rechte Schweigen kommt aus dem Wort.

Schweigen heißt nicht Stummsein

Schweigen heißt nicht Stummsein, wie Wort nicht Gerede heißt. Stummsein schafft nicht Einsamkeit und Gerede schafft nicht Gemeinschaft. „Schweigen ist das Übermaß, die Trunkenheit und

das Opfer des Wortes. Die Stummheit aber ist unheilig, wie ein Ding, das nur verstümmelt, nicht geopfert wurde ...

„Zacharias war stumm, anstatt schweigsam zu sein. Hätte er die Offenbarung angenommen, vielleicht wäre er dann nicht stumm, sondern schweigend aus dem Tempel gekommen.“ (Ernest Hello)

Das Wort, das die Gemeinschaft neu begründet und zusammenschließt, wird begleitet vom Schweigen. „Schweigen und reden hat seine Zeit.“ (Prediger 3,7) Wie es am Tage des Christen bestimmte Stunden für das Wort gibt, besonders die gemeinsame Andachts- und Gebetszeit, so braucht der Tag auch bestimmte Zeiten des Schweigens unter dem Wort und aus dem Wort. Das werden vor allem die Zeiten vor und nach dem Hören des Wortes sein. Das Wort kommt nicht zu den Lärmenden, sondern zu den Schweigenden. Die Stille des Tempels ist das Zeichen der heiligen Gegenwart Gottes in seinem Wort.

■ *Karl-Heinz Ronecker, Kirchzarten*

Geistliches Abenteuer: Exerzitien im Alltag

Exerzitien im Alltag haben mittlerweile auch in vielen evangelischen Gemeinden ihren festen Ort. Dekan Dirk Keller hat die Ausbildung zum Geistlichen Begleiter gemacht und bietet in seiner Gemeinde sechswöchige Exerzitien im Alltag an. Im Folgenden lässt er an seinen vielfältigen Erfahrungen mit diesem geistlichen Abenteuer teilhaben.

„Was hab ich in meinem Leben schon oft das Vaterunser gebetet, sonntags in der Kirche, bei Beerdigungen, daheim“, erzählt die ältere Frau, „und jetzt erst ist mir aufgegangen, was es für mich bedeutet, dass Gott mein Vater ist“. In der Exerzitienengruppe wird es ganz still. Ich selbst habe Gänsehaut. Die ältere Frau ist gerührt. Sie hat ihr Herz an diesem Abend auf den Tisch unserer Gruppe gelegt.

Seit acht Jahren biete ich in Mosbach „Exerzitien im Alltag“ an. Sechs Wochen vor Ostern und sechs Wochen vor Weihnachten treffen sich vor allem Frauen, aber auch der eine oder andere Mann zu einem „geistlichen Abenteuer“. Sie haben sich aufgrund unserer Ankündigung in der Tagespresse oder – vor allem – über Mundpropaganda angemeldet, um „sich selbst, anderen und Gott wieder mal auf die Spur zu kommen“. Ein Osterkurs stand ganz unter dem Vorzeichen von Liedern Paul Gerhardts. „Die güldne Sonne“ hat uns begleitet und „O Haupt voll Blut und Wunden“. In der Adventszeit haben wir im Internet „Thank you for the music“ von

ABBA gehört, Bilder von Andreas Felger betrachtet und Psalmworte meditiert. So vielfältig sind die Wege, über „Exerziten im Alltag“ einen persönlichen Zugang zu unserem christlichen Glauben zu suchen.

Darauf vertrauen, was der Geist Gottes mit mir vorhat

„Exerziten im Alltag“ sind ein „geistliches Abenteuer“. Keiner in der Gruppe weiß beim ersten Treffen, was mit ihm hingehet. Keiner weiß, was der Heilige Geist mit ihm vorhat. Wir vertrauen darauf, dass jeder ankommt, wo er Gott, sich selbst und dem anderen intensiver und erfüllter begegnen wird. Das ist bei Gisela ein ganz anderer Ort als bei Henny. Und Ute hat ihre eigenen Entdeckungen gemacht. Alle aber sind miteinander unterwegs und sind neugierig darauf, was ein und derselbe Impuls bei anderen ausgelöst hat. „Mit der Musik konnte ich gar nichts anfangen“, kann Mona beim wöchentlichen Treffen sagen, kurz danach erzählt Rolf, wie gerade diese Melodie ihn beschäftigt und Gefühle, Erinnerungen, Schmerz und Hoffnung geweckt hat.

Tägliches Rendezvous mit Gott

„In den nächsten sechs Wochen wird sich euer Leben verändern“, sage ich beim ersten Kurstreffen. „Manche werden noch früher aufstehen, weil sie morgens zwanzig Minuten für den täglichen geistlichen Impuls einplanen müssen. Manche kämpfen abends mit dem Schlaf, wenn sie noch einmal zwanzig Minuten vor ihrer Kerze sitzen und den Tag wie einen Film vor sich ablaufen lassen und darauf achten, wofür sie dankbar sind, was aufge-

wühlt hat und wo noch etwas aussteht“. Dann gibt's ein paar Tipps, wie man am besten zur Ruhe kommen kann. „Such Dir einen Raum, an dem Du ungestört bist, ohne Telefon und ohne Seitengespräche. Setz Dich auf einen Gebetschemel oder einen Stuhl vor eine Kerze. Bei der Kerze können Ikonen, Bibel oder anderes liegen, das Dir hilft, Dich zu sammeln. Hier hast Du Dein tägliches Rendezvous mit Gott. Gut, wenn Du gut darauf vorbereitet bist“. Dann geht's um die Haltung. „Dass man Beten so planen kann!“, sagt spontan jemand. „Je mehr ich darauf eingestellt bin, ruhig zu werden und einfach zu sitzen, umso offener bin ich für eine innige Begegnung mit Gottes Heiligem Geist“, antwortet eine, die schon öfter dabei war. „Morgens gibt's dann für jeden Tag einen besonderen Impuls. Das kann ein biblisches Wort sein, dass ich laut und langsam vor mich hinsage und auf mich wirken lasse. Das kann eine Frage zur persönlichen Situation sein: ‚Auf wen freue ich mich heute?‘ zum Beispiel. Und dann achte ich darauf, was sich in mir tut. Was weckt gerade dieses Wort, dieses Bild in mir?“

Der Innenseite des Glaubens näher kommen

Bei einer meiner ersten Exerziten habe ich verstanden, was diese geistliche Übung schenkt. Ich habe damals meinen Konfirmationspruch meditiert und in meine Mundart übersetzt. Und mit einem Mal war es da. Mit meinem Herzen habe ich gesehen, dass es um mich geht, dass Gott mich meint, dass der Heilige Geist gerade heftig durch mein Inneres fegt. „Ich

habe mich schon oft mit diesen Worten beschäftigt. Ich habe sie vom Hebräischen ins Deutsche übersetzt“, kann ich deshalb sagen, „aber in diesem Moment sind sie mir zum ersten Mal ins Herz gefallen. Ich habe verstanden, dass Er mich bei meiner rechten Hand hält“. Es ging mir wie der Frau mit dem Vaterunser. Und andere in der Runde berichten Ähnliches. „Exerzitien im Alltag“ helfen, der Innenseite unseres Glaubens näher zu kommen. Klar, der Heilige Geist weht, wo er will. Aber er nutzt auch immer wieder die Chance, in diesen sechs Kurswochen aufzutauchen und mich an einer Stelle zu packen, auf die ich beim ersten Treffen gar nicht eingestellt war.

In der Anhörrunde entsteht eine ganz eigene Atmosphäre

„So intensiv hat mir schon lange keiner mehr zugehört“, sagt jemand beim Abschlusstreffen einer der letzten Kurse, „das hat mir so gut getan!“ Zu den Standards der „Exerzitien im Alltag“ gehört die Anhörrunde. Jede Woche kommen die Teilnehmenden zusammen, singen miteinander, üben das Sitzen, machen eine Phantasiereise, besprechen die Impulse für die neue Woche und berichten, was sie in den letzten Tagen erlebt haben. Grundregel dieser Anhörrunde ist, dass immer nur einer reden kann und die anderen aufmerksam zuhören. „Was löst der Bericht von Karin in Dir aus, wenn Du ihr zuhörst? Versuch Dich in sie hineinzusetzen und ihre Eindrücke zu verstehen. Geh innerlich mit. Spür Ihre Freude, Ihren Schmerz, Ihre Zuversicht! Hör ihr zu wie Du Dir wünschst, dass Karin Dir

zuhört“. Eine ganz eigene Atmosphäre entsteht. Immer wieder schweigen wir zwischen den einzelnen Berichten. Keiner kommentiert. Keiner analysiert. Keiner diskutiert, auch wenn die Versuchung groß ist und die Leitende immer mal wieder an die Regel der Anhörrunde erinnern muss. Die Worte bleiben stehen und bleiben. Sie sind angenommen, gehört und gut in der Gruppe aufgehoben. „Seid neugierig, was der Heilige Geist in der vergangenen Woche alles ausgelöst hat unter uns“, so die geistliche Anregungen. Später am Abend können wir uns dann austauschen, noch einmal ansprechen, was uns bei der Anhörrunde angeregt und berührt hat, wo noch etwas zu vertiefen oder zu klären ist. Die Gruppe wirkt in dieser Phase wie eine Hebamme. Jeder einzelne bietet seine Gedanken an. Auch jetzt geht es nicht darum, wer recht hat und was besser ist. Aus den Beiträgen der anderen nehme ich mit, was mir weiterhilft. Anregungen werden in der Gruppe geboren. Durch die Worte von Rolf oder Mona kann der Heilige Geist zu mir sprechen und meinen Horizont erweitern.

Beim letzten Treffen des Kurses ziehen wir Bilanz. „Dass ich so schwer zu kauen habe, hatte ich nicht erwartet, es hat locker angefangen und dann war ich beim Eingemachten. Am einen oder anderen werde ich dranbleiben“, sagt einer. „Durch den Kurs hab ich gelernt, mit Jesus zu reden. Bisher habe ich immer zu Gott gebetet. Jetzt, da ich Jesus anspreche, ist mein Gebet irgendwie intimer geworden“, meint eine andere. „Abends war's immer

schwer für mich. Ich bin oft beim Beten eingeschlafen“, andere nicken beifällig. „Gut, dass es nicht nur mir so ging“, antwortet jemand. Dann werden die Kerzen weggeräumt. Die Teilnehmenden packen ihre Körbe aus. Es riecht nach Knoblauch. Tiramisu steht auf dem Tisch. Heißer Tee dampft in den Bechern. „Wir haben’s geschafft. Es war anstrengend. Und es war gut. Jetzt feiern wir, was wir miteinander erlebt haben bei unseren Exerzitien im Alltag“, ist das Motto des Schlussabends.

Exerzitien im Alltag leben vom Vertrauen in das Wirken des Heiligen Geistes

In den vielen Jahren meiner Arbeit mit „Exerzitien im Alltag“ habe ich die Methoden dieser geistlichen Übungen schätzen gelernt. Sie leben vom Vertrauen, dass jeder an einem bestimmten Ort in seinem Leben vom Heiligen Geist geweckt und ins Licht gezogen wird. Sie achten darauf, dass alle Teilnehmenden respektvoll miteinander umgehen und neugierig sind, was geistlich bei den anderen geschieht. Jeder reagiert anders auf die Impulse. Die einen lassen sich ganz stark optisch anregen und werden von Bildern, Ikonen und Spaziergängen in der Natur berührt. Andere sind ganz Ohr, wenn sie Musik hören oder daheim Choräle singen. Die Dritten lieben die Wortimpulse aus der Bibel, Gesangbuchliedern, von Jörg Zink oder Anthony de Mello. Diese Vielfalt und Weite lässt jedem seinen Raum, sich zu orientieren und darauf zu achten, wo sein Gott ihn hinziehen will. Die Methoden wie die Anhörrunde, der

Austausch und die Gebetshaltung sehe ich wie „Spielregeln“. Sie bieten einen Rahmen und Regeln an. Das „Spiel“ selbst lebt davon, was der Heilige Geist daheim und in der Gruppe wirkt. Als Leiter von „Exerzitien im Alltag“ übe ich mich deshalb immer stärker in Ehrfurcht vor allem, was Gott wirkt, um mich und andere zu sich zu ziehen.

■ *Dirk Keller, Mosbach*

Keine ruhige Minute?! Die Evangelische Kirche hat keine Zeit

Das Gefühl, gehetzt zu sein und keine ruhige Minute mehr zu haben, hat längst unter Haupt- und Ehrenamtlichen um sich gegriffen, beobachten Dr. Silke und Dr. Andreas Obenauer und plädieren deshalb für eine Rückbesinnung auf die benediktinische Tradition des Ora et Labora.

Samstagabend, die Festhalle ist voll besetzt. Zwei Kirchenbezirke haben fusioniert und feiern ihr Vereinigungsfest. Zahlreiche Haupt- und Ehrenamtliche sind gekommen. Die Stimmung ist gut. Man isst und trinkt, es gibt ein buntes Programm. Zu vorgerückter Stunde betritt ein Kabarettist die Bühne und nimmt den Kirchenalltag aufs Korn. Eine Pointe jagt die nächste, das Publikum ist begeistert. Dann wird ein Lied speziell auf die Ehrenamtlichen angekündigt. Der Kabarettist beginnt zu singen: „Keine ruhige Minute“ von Reinhard Mey, umgedichtet auf den Alltag eines Ehrenamtlichen: Wer einmal bei der Kirche anfängt, hat keine ruhige Minute mehr. Ein Job kommt zum nächsten. Am Schluss kennt dich deine eigene Familie nicht mehr ... Die Stimmung erreicht ihren Höhepunkt. Die Ehrenamtlichen im Saal sind begeistert, sie singen und klatschen mit, sie schauen sich feixend an: Ja genau, so ist es doch auch bei uns! Keine ruhige Minute ...

Der Kabarettist hätte den Song auch als Lied auf die Hauptamtlichen ankündigen können. Die Reaktion der anwesenden

Pfarrerinnen und Pfarrer wäre wohl ähnlich gewesen: Genau so ist es – auch bei uns! Ein Job kommt zum nächsten. Die To-do-Liste auf dem Schreibtisch wird immer länger. Keine ruhige Minute ...!

Was ist passiert, dass die Evangelische Kirche nicht mehr zur Ruhe kommt? Woran liegt es, dass ihre heimliche Hymne nicht mehr „Ein feste Burg ist unser Gott“ lautet, sondern „Keine ruhige Minute“? Die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter der evangelischen Kirche, ganz gleich ob haupt- oder ehrenamtlich tätig, fühlen sich getrieben, gehetzt. Das Gefühl unserer Zeit, nämlich: keine Zeit zu haben – es hat auch die Kirche voll im Griff. Auch in der Kirche gehört es inzwischen fast zum guten Ton, völlig gestresst und außer Atem zu sein.

Wenn aber die Kirche nicht mehr zur Ruhe kommt, dann ist das keine Bagatelle und kein Randproblem. Wenn es bei kirchlichen Mitarbeitern keine ruhige Minute mehr gibt, dann ist das ein Alarmzeichen! Die Kirche entfernt sich von ihren Quellen, sie gräbt sich buchstäblich selbst das Wasser ab. Wenn es in der Kirche keine ruhige Minute mehr gibt, dann hat es der Heilige Geist schwer, sich Gehör zu verschaffen. Wie soll er durchdringen bei all der Hektik und den vielen lauten Stimmen? Deshalb: Wenn es in der Kirche keine ruhige Minute mehr gibt, dann steht ihre Existenz auf dem Spiel!

Wie kann die Kirche wieder zur Ruhe kommen? Wie können in der Kirche Engagierte innehalten lernen angesichts der vielen Verpflichtungen, die tagtäglich auf sie einbrechen?

Uns erscheint die Rückbesinnung auf eine Tradition hilfreich, die in der evangelischen Kirche fast in Vergessenheit geraten ist und oft fälschlicherweise als „(römisch-)katholisch“ angesehen wird: auf die benediktinische Tradition. Im sechsten Jahrhundert schreibt Benedikt von Nursia seine Klosterregel in einer höchst unruhigen Zeit. Am Ende der Antike stürzt die Völkerwanderung die alte Ordnung um, das weströmische Reich geht unter, die Sitten verfallen. In dieser Zeit lädt Benedikt zu einem Leben „unter der Führung des Evangeliums“ (Benediktsregel, Prolog 21)¹ ein, zu einem Leben in Beständigkeit und steter Bereitschaft zur Umkehr und je neuen Hinwendung zu Gott. Gebet, Arbeit und Bibellese haben darin ihren festen Ort, alles soll maßvoll geschehen, damit der Mensch weder über- noch unterfordert wird. So erscheint uns die Benediktsregel und die benediktinische Tradition als Hilfe, um auch heute wieder in der Kirche zur Ruhe zu kommen und ein gutes Maß zu finden.

Dem Alltag einen Rhythmus geben: Ora et labora

Die Benediktsregel strukturiert den Tag der Mönche sehr klar. Gebetszeiten, Arbeits- und Essenszeiten, Zeiten zum persönlichen Bibelstudium sowie Ruhezeiten sind für alle festgelegt und folgen einem bestimmten Rhythmus. Gebetszeiten strukturieren den Tag und schaffen Unterbrechung der Arbeit. Mit der Komplet, dem Nachtgebet, endet für die Mönche der Tag.

Diese äußere Ordnung im Tagesablauf soll zur inneren Ordnung führen. Der Wechsel

von Gebet, Arbeit und Ruhe ist wohltuend und entspricht dem natürlichen Rhythmus des Menschen. Gebet und Arbeit² – für beides ist Zeit. Interessanterweise führt dieser benediktinische Rhythmus keineswegs dazu, dass in den Klöstern wenig gearbeitet wird. Im Gegenteil: Viele dieser Klöster sind außerordentlich produktiv! Gerade der an der Natur des Menschen orientierte Tagesrhythmus ermöglicht solch produktives Arbeiten ohne auszubrennen. Wenn alles seine Zeit und sein Maß hat, dann wird nichts maßlos, auch nicht das persönliche Arbeitspensum. Wichtig ist jedoch die Reihenfolge: Ora – et labora. Zuerst das Gebet, dann die Arbeit. Dem Gottesdienst sollen die Mönche nichts vorziehen (vgl. Benediktsregel 43,3).

Von einer Vergötterung der Arbeit ist bei Benedikt – anders als in unserer heutigen Arbeits- und Leistungsgesellschaft – nicht die Rede. Wohl aber davon, dass die Arbeit auf Gott bezogen sein muss. Fast noch wichtiger als das ausgewogene Nebeneinander ist nämlich die *innere Verbindung* von Gebet und Arbeit.³ Denn beides steht in Wechselwirkung miteinander. „Die Arbeit soll [...] helfen, gut zu beten“⁴, das heißt: geerdet, nicht abgehoben, weder auf die reine Innerlichkeit noch eine Scheinwelt zurückgezogen, die sich nur um das eigene Ego dreht. Ebenso soll „das Gebet [...] helfen, die Arbeit richtig zu bewältigen“⁵, nämlich sie sammelt und konzentriert zu verrichten und zugleich letztlich loszulassen und Gott anzubefehlen. „Wir haben in der Arbeit unser Bestes versucht, aber nun überlassen wir es Gott, was er daraus

macht.“⁶ Der Mönch kann daher nur dann gut arbeiten, wenn er auch Zeit zum Gebet hat. Hat er dagegen „keine ruhige Minute“, dann wird auch seine Arbeit geistlos und unfruchtbar.

Wie der Tag, so haben auch die Woche und das Jahr bei Benedikt einen klaren Rhythmus. Der Sonntag als Tag des Herrn ist Ruhetag und auch heute – soweit wie möglich – im Benediktinerkloster arbeitsfrei. Das Jahr gliedert sich nach den Festzeiten des Kirchenjahres, wobei den Fastenzeiten vor Weihnachten und Ostern besondere Bedeutung zukommt. Sie dienen als stille Zeiten der persönlichen Neuausrichtung. Hier kommt das eigene Leben auf den Prüfstand. Hier besteht die Chance, ungute Gewohnheiten abzulegen und wieder neu in die Spur zu kommen.

Damit in allem Gott verherrlicht werde: Vom geistlichen Wert scheinbar profaner Arbeiten

Als Leitvers der Benediktiner gilt ein Halbsatz aus der Benediktsregel: „damit in allem Gott verherrlicht werde.“ (Benediktsregel 57,9) Darum geht es: Das ganze Leben als Gottesdienst zu gestalten. Interessant und höchst aufschlussreich ist nun allerdings, dass Benedikt diesen Halbsatz in seiner Regel nicht etwa in den Kapiteln über das Gebet und den Gottesdienst schreibt, sondern im Kapitel über die Handwerker: Sie sollen ihre Waren etwas billiger verkaufen als marktüblich – damit in allem Gott verherrlicht werde.

Auch das Kapitel über den Cellerar, den wirtschaftlichen Leiter des Klosters, weist

in eine ähnliche Richtung. Dort heißt es: „Alle Geräte und den ganzen Besitz des Klosters betrachte er als heiliges Altargerät. Nichts darf er vernachlässigen.“ (Benediktsregel 31,10 f.) Es wird deutlich: Jede Tätigkeit, die im Kloster zu tun ist, ist eine heilige Tätigkeit. Alles hat auch eine geistliche Bedeutung. In allem soll der Mönch Gott suchen, in allem auf Gott ausgerichtet sein. Bei Benedikt verschwinden somit die Grenzen zwischen heilig und profan. Es gibt nichts, was per se ungeistlich wäre. Alles Leben ist in der Gegenwart Gottes. Das hat weitreichende Konsequenzen und führt in der benediktinischen Spiritualität zu einer Kultur der Achtsamkeit. Wenn alles, was ich tue, der Verherrlichung Gottes dient und in seiner Gegenwart geschieht, dann hat jede Tätigkeit ihren besonderen Wert, wie alltäglich sie auch immer sein mag. Deshalb sollen Benediktiner das, was sie gerade tun, in Ruhe tun – ohne bereits an das nächste zu denken. Benediktinisch leben und arbeiten heißt: ganz im Augenblick sein, achtsam sein und (auch gedanklich) ganz bei dem sein, was im Moment zu tun ist.

Der Weg ins Weite: Das Ziel benediktinischer Spiritualität

Benedikt beschreibt im Prolog seiner Regel den Weg der Mönche als einen Weg von der Enge in die Weite des Herzens (vgl. Benediktsregel, Prolog 49). Die festen Regeln sollen gerade nicht einengen, sondern im Gegenteil frei machen für wahres Leben. Entsprechend richtet sich die Benediktsregel auch an den Menschen, „der das Leben liebt und gute Ta-

ge zu sehen wünscht“ (Benediktsregel, Prolog 15). Die äußere Bindung an einen bestimmten Ort (stabilitas) und an einen bestimmten Zeithrhythmus soll gerade größtmögliche innere Freiheit und Weite ermöglichen.

„Keine ruhige Minute?!“

Wenden wir unseren Blick zurück zur Evangelischen Kirche: Von einer sinnvollen Begrenzung der Arbeitszeit kann in unserer Kirche gegenwärtig nicht einmal ansatzweise die Rede sein, weder bei hauptamtlich noch bei ehrenamtlich Tätigen. Eine empirische Untersuchung zur Arbeitszeit von Pfarrerinnen und Pfarrern hat jüngst eine durchschnittliche Wochenarbeitszeit von 63 Stunden errechnet.⁷ Wenn überhaupt, dann bleibt der Sonntagnachmittag im Pfarrhaus arbeitsfrei. Von einem freien oder auch nur arbeitsreduzierten Werktag in der Woche kann nicht die Rede sein. Funktionspfarrstellen liegen in der durchschnittlichen Wochenarbeitszeit nur unwesentlich unter den Gemeindepfarrstellen. Bei Teildeputaten gelingt die Begrenzung der Arbeitszeit ganz besonders schlecht. Von Ehrenamtlichen hört man wiederum häufig die Klage, dass sie ganz selbstverständlich für laufende Gemeindeaufgaben eingeplant werden und sich kaum trauen, einmal nein zu sagen.

Ganz besonders arbeitsintensiv sind die Zeiten im Kirchenjahr, die als Fastenzeiten eigentlich der Ruhe und Besinnung dienen sollten: Dass Pfarrerinnen und Pfarrer in der Adventszeit von einer Besinnung zur nächsten hetzen, ist schon sprichwörtlich geworden. In der Passions-

zeit sieht es oft nicht besser aus, zumal dann, wenn noch traditionell vor Ostern konfirmiert wird.

Hinzu kommt, dass die Anforderungen im Pfarrberuf immer komplexer, die Erwartungen immer höher und anspruchsvoller werden.⁸

Äußerlich haben Pfarrerinnen und Pfarrer bei der Gestaltung ihres Tages viele Freiheiten. Wenig Struktur ist fest vorgegeben. Aber genau dies erweist sich zunehmend als Fluch: Die Gefahr, sich im Gewirr der Aufgaben zu verlieren, ist groß. Äußerlich mögen Pfarrer in ihrer Arbeitsgestaltung frei sein, innerlich sind sie Gefangene des Terminkalenders, nämlich der eigenen und fremden Erwartungen, die ihnen keine ruhige Minute gönnen.

Dies macht es schwer, eine Kultur der Achtsamkeit zu entwickeln. Wie soll es auch gelingen, bei einer Besprechung ganz im Augenblick zu sein, wenn das folgende Kasualgespräch schon im Nacken sitzt? Und wenn zwischendrin noch mehrmals das Telefon oder das Handy klingelt, ist es mit der Ruhe und Achtsamkeit ganz aus. Ehrenamtliche zwingen ihr Engagement ebenfalls häufig in volle Terminkalender. So entsteht oftmals ein Klima der hektischen Betriebsamkeit, in dem alle gestresst und außer Atem sind und niemand Zeit hat.

Benedikt und die Evangelische Kirche: Impulse zum Innehalten

Was also kann man tun? Wie kann die Kirche wieder zur Ruhe kommen? Wenn wir mit der Brille der Benediktsregel auf unsere Kirche schauen, dann braucht es

in unserer Kirche vor allem ein neues Gespür für den Rhythmus des Lebens und eine neue Kultur der Achtsamkeit.⁹

Vom Rhythmus des Lebens kann man bereits im Alten Testament lesen: Alles hat seine Zeit (Pred 3). Das gilt auch für die Kirche und auch für das Pfarramt. Natürlich hat die Arbeit ihre Zeit, sie muss und soll sie haben: Zeit für die sorgfältige Vorbereitung von Gottesdiensten, für ansprechende Konfirmandenarbeit, für Seelsorge und Verwaltung. Aber um im Rhythmus des Lebens zu bleiben, muss auch für anderes Zeit sein: für das persönliche Gebet und die private Bibellese. Für die Familie und für Hobbies. Für Handarbeit und für den Kontakt zur Natur. Gebet und Arbeit, Ruhezeiten und aktive Zeiten: beides ist notwendig, beides muss immer neu in eine gute Balance gebracht werden. Wer anderen die Quelle des Lebens nahe bringen will, muss selbst aus ihr schöpfen. Dazu braucht es Zeit.

Der Rhythmus des Lebens führt in eine Kultur der Achtsamkeit: Wenn ich bete, bin ich ganz im Gebet. Wenn ich arbeite, liegt meine Konzentration ganz auf der Arbeit. Das Jetzt, der Augenblick ist wichtig. Der Mensch, mit dem ich gerade rede. Die E-Mail, die ich gerade schreibe. Die Predigt, die jetzt entsteht. Das ist jetzt wichtig, sonst nichts. Wenn ich dagegen in Gedanken schon beim nächsten bin, kann ich nicht wirklich achtsam und konzentriert sein. Wer sich einlässt auf den Rhythmus des Lebens, wer sich darauf einlässt, das, was er tut, achtsam zu tun, der wird sicher nicht mehr für alles Zeit

haben. Das bedeutet daher zugleich auch: Er wird manchen Wunsch ablehnen, auf manches neue Projekt verzichten müssen. Dass man sich auf diesem Weg nicht nur Freunde macht, liegt auf der Hand. Man muss es aushalten können, auch einmal nicht gemocht zu werden; man muss zu seinen Grenzen stehen.

Damit sind wir beim wichtigsten, was uns der benediktinische Blick über unsere Kirche lehrt: Sie braucht u. E. momentan vor allem anderen so etwas wie eine Kultur der Selbstbegrenzung. Diese Kultur der Selbstbegrenzung ist etwas Ur-Reformatorisches. Sie beginnt damit, dass wir wirklich glauben, dass, wie es in CA 7 heißt, „allezeit eine heilige, christliche Kirche sein und bleiben muss“ – und zwar völlig unabhängig von der Zahl unserer Termine im Kalender, allein auf Grund der Verheißung Gottes.¹⁰ Sie räumt auf mit dem Missverständnis, dass wir uns die Sorge um die Zukunft der Kirche auf die eigenen Schultern laden müssen. Sie glaubt nicht an die drohende Ermahnung, die heute in Abwandlung eines Wortes von Karl Rahner immer wieder die Runde macht, dass die Kirche der Zukunft wohlweise politisch, missionarisch, mystisch oder wie auch immer sein wird oder überhaupt nicht sein wird, dass die Kirche also nur dann Bestand haben wird, wenn wir die richtigen Programme finden und die richtigen Weichen stellen. Eine solche Kultur der Selbstbegrenzung hat ganz konkrete Auswirkungen auf den Alltag der Pfarrerrinnen und Pfarrer. Entgegen dem herrschenden Trend dürfen sie nämlich in einer sich selbst begren-

zenden Kirche Zeit haben – und das ohne schlechtes Gewissen! Zeit für ihre Arbeit, Zeit für Gott, Zeit für die Familie und auch für sich selbst. Nicht nur in Gottes Terminkalender bei der Schöpfung darf der siebte Tag frei bleiben, sondern auch im Kalender des Pfarrers darf ein Tag in der Woche frei sein. Und auch an den übrigen Tagen der Woche dürfen, ja müssen Lücken im Kalender stehen, vielleicht sogar fest eingetragen werden, damit die Dienerinnen und Diener Gottes immer wieder selbst zur Besinnung kommen. Analog wird in einer Kirche, die um ihre Grenzen weiß, auch von Ehrenamtlichen nicht erwartet, dass sie bis zur Erschöpfung arbeiten. Wie die Pfarrer dürfen sie mit gutem Gewissen „nein“ sagen, wenn sie spüren, dass ihre Grenze erreicht ist.

Auf dem Weg ins Weite

Die Impulse, die wir geben möchten, sind kein Rezeptbuch. Sie sind auch nicht an die benediktinische Tradition gebunden. Es geht nicht darum, dass nun auf alles in der evangelischen Kirche das Etikett „benediktinisch“ geklebt werden müsste. Die benediktinische Tradition ist vielmehr die Tradition, in der *wir* diese Impulse für unsere Lebensgestaltung entdeckt und gewonnen haben und sie für das alltägliche Leben umzusetzen versuchen. Sich auf den Rhythmus des Lebens einlassen, in dem Gebet und Arbeit, Engagement und freie Zeit ihren Raum haben, Achtsamkeit einüben, Selbstbegrenzung lernen im Vertrauen auf Gottes Verheißung – das geht in vielen christlichen Traditionen. Jeder, der sich darauf einlässt und auf den Weg

macht, wird merken: Es ist ein Übungsweg, ein Prozess. Es sind Lebenshaltungen, in die wir uns einfinden möchten. Entscheidend ist nicht, welche Tradition es ist, sondern dass sie zu einem passt. Und entscheidend ist natürlich vor allem, dass man losgeht auf diesem Weg, der ins Weite führt. Vielleicht bietet das Jahr der Stille einen Anreiz, heute damit zu beginnen.

■ *Dr. Silke und Dr. Andreas Obenauer, Inzlingen/Schloss Beuggen*

- 1 Vgl. die gebräuchlichste Ausgabe der Benediktsregel: Die Regel des heiligen Benedikt, hg. im Auftrag der Salzburger Äbtekonzferenz, Beuron 2006.
- 2 Die Wendung „Ora et labora“ (bete und arbeite) kommt in der Regel Benedikts so nicht vor; trotzdem beschreibt sie griffig die benediktinische Spiritualität.
- 3 Vgl. Anselm Grün, Benedikt von Nursia. Seine Botschaft heute, Münsterschwarzacher Kleinschriften 7, Münsterschwarzach 2004⁷, S. 31 sowie S. 31-37.
- 4 A. a. O., S. 31.
- 5 Ebd.
- 6 A. a. O., S. 33.
- 7 Vgl. Dieter Becker/Karl-Wilhelm Dahm/Friederike Erichsen-Wendt (Hrsg.), Arbeitszeiten im heutigen Pfarrberuf. Empirische Ergebnisse und Analysen zur Gestaltung pastoraler Arbeit, Frankfurt 2009, S. 44.
- 8 Vgl. Ulrike Wagner-Rau, Auf der Schwelle. Das Pfarramt im Prozess kirchlichen Wandels, Stuttgart 2009, S. 22-32.
- 9 Wertvolle Hilfen und Anregungen zur konkreten Einübung und Umsetzung im Alltag haben wir u.a. gefunden in: Friedrich Aszländer/Anselm Grün, Spirituell Zeit gestalten mit Benedikt und der Bibel, Münsterschwarzach 2008.
- 10 In diesem Tenor standen auch die Eröffnungsveranstaltungen der EKD-Zukunftswerkstatt in Kassel im September 2009; vgl. Zukunftswerkstatt Kassel 2009, Dokumentation, hg. vom Kirchenamt der EKD, Hannover 2009, S. 6 f. [Predigt im Eröffnungsgottesdienst, Bischof Martin Hein] und S. 9-15 [Eröffnungsvortrag Bischof Wolfgang Huber].

„Darunter, dazwischen ist alles“ Erfahrungen des Unzerstörbaren

Zur Ruhe zu kommen, die Stille in sich zu finden, das ist keine Arbeitsleistung. Meditation ist leicht. Meditation ist die Erinnerung, dass Gott schon immer da ist, dass alles schon da ist. Zu diesem Gewahrwerden des Indikativ Gottes in uns möchte Pfr. Martin Auffarth aus Freiburg ermutigen.

Wir sind gerade mitten im „Bibelteilen“ und tauschen uns aus zu Epheser 2 unter anderem mit diesen Worten: „Christus ist unser Friede“. Entschlossen ergreift eine Frau das Wort: „Ich spüre nichts von diesem Frieden. Da sind bei mir Berge und Schutt drüber. Das muss ich erst einmal wegräumen. Und das schaffe ich nicht oder selten oder viel zu wenig.“ Man spürt an ihren Worten, wie viel Last sie mit „dem ganzen Kram“ hat. Wie schwer es ihr fällt, das Leben, ihr Engagement für andere. Und sie kann mit einem Blick reihum feststellen, dass sie nicht die einzige Person ist, der es ebenso ergeht.

Ich wage zu sagen, es ginge weit einfacher, weil hier nicht dastünde, Christus muss unser Friede werden. Oder weil hier auch nicht zu lesen sei, dass wir etwas machen müssten, dass er zum Frieden werde. Aber, ich merke, es kommt so rüber, naja, als Theologe muss er so reden: „Ja ja, das stimmt schon, was sie sagen“. Und ungesagt steht ihr „Aber ...“ im Raum, dass es trotz besseren Wissens eben doch nicht möglich sei, dass er der Friede **ist**. Was ist da nur innerhalb der Frömmigkeitsgeschichte passiert? Was ist da im Men-

schen anscheinend so angelegt, oder sollten wir sagen, angeboren, so dass das Einfache, das Schöne, das Staunenswerte im Menschen so verschüttet gegangen ist?

Gott darunter und dazwischen suchen

Doch so langsam tasten wir uns im Gespräch voran: Bei allem Schutt, bei allem Bemühen, bei allem, was wir sollten, müssten, könnten, scheint es ein wirklich Gutes und Heilsames zu haben, davon auszugehen, dass „Christus unser Friede ist“. Dass wir glauben, „als ob“ es so sei. *Dass darunter, unter allem, was auch immer es sei, der Friede in der Gestalt des Jesus von Nazareth schon wirkt. Ob ich es fühle, wahrnehme, mal mehr, mal weniger, aber es heilt schon jetzt, diese Idee, diese Erinnerung.*

Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang sehr gerne an meinen Freund Jörg Zink, wie er in seinen Büchern mehrfach die Rechtfertigungslehre beschreibt. In etwa so: Dass Kräfte in uns seien, die nicht aus uns selbst sind, und ohne die unser menschliches Leben auf dieser Erde keine Chance hat, zu gelingen. Stellen wir uns vor, so lesen wir dann bei ihm in etwa, stellen wir uns vor, Jesus stehe an der Tür eines Hauses und empfängt Gäste. Ein „sich gerecht Empfindender“ kommt. Und Jesus bedeutet ihm in seiner ganzen gottes- und menschenfreundlichen Art, willkommen bist du hier. Und lass draußen liegen, was du hier nicht brauchst: Dein Ansehen, deine Verdienste, den Vorweis deiner Qualitäten oder was auch immer. Lass es hier draußen liegen. Und dann komm. Oder es kommt eine

„krumme Figur“, die so vieles mit sich schleppt. Lass auch du alles hier draußen. Es soll hier bei uns keine Rolle in dem Sinne spielen, dass es zwischen uns wäre. Und es kommen irgend welche andere. Jede und jeder in seiner und ihrer Art. Alle mit etwas, was in ihnen etwas zu verdecken scheint oder zugeschüttet erscheinen lässt. Nicht, dass es hier in diesem Raum nicht erlaubt sei. Das gewiss nicht. Aber, dass es hier in diesem Raum nicht vordergründig wäre. Und vordergründig heißt ja oft, es ist hier das Wichtigste. Gemäß der Philosophie: „Störungen haben Vorrang“. Auch dieser Satz aus der TZI-Methode scheint zu stimmen. Aber doch bitte nur, wenn er im Zusammenhang mit all dem anderen Beziehungsgeschehen steht. Was aber zum Vorschein kommen darf, ist etwas, was schon da ist. Immer schon da ist, wie so ein Unzerstörbares in uns. Wie etwas, wo noch so viel Schutt, noch so viele Überlegungen drüber sein könnte. Das „**darunter**“, das ist, das bleibt.

Erinnern wir uns an eine viel beliebte, viel gelesene Szene, als Zachäus und Jesus sich begegnen. Jesus scheint **zwischen** all dem, was man/ frau über Zöllner weiß, hindurch zu sehen. Er scheint in diesem Anderen das eine zu sehen und für wahr zu nehmen: „Auch du bist ein Sohn Abrahams.“ Welche Wertschätzung nicht trotz allem, sondern vor allem.

Alles ist schon da

Meditation also, das scheint mir das Wesentliche, kann niemals das Bemühen sein, zur Ruhe zu kommen. Oder zu ver-

suchen, in Verbindung zu kommen mit dem lebendigen Gott. Meditation ist immer das Sich-vor-Augen-Halten, ins Gewahrsein zu nehmen, dass alles schon da ist. Es **ist** da! Nichts müssen wir erst machen. Die Stille, der Friede – Mensch geworden in Jesus, die Liebe und Wertschätzung Gottes.

*Alles **ist**. Dass wir nicht erst Ebenbilder Gottes werden müssen, durch was auch immer wir das zu erreichen suchten. Nein, wir **sind** es. Es ist schon da.*

In eine ähnliche Richtung geht Anselm Grün, wenn er vom „inneren Raum“ im Menschen spricht. Ein Raum der Stille in uns. So wie Jesus sagt: „Geh in dein „Kämmerlein!“ Das „Kämmerlein“, wie es Luther übersetzt, ist im israelischen Haus damals der Ort, der ohne Sichtfenster ganz dunkel ist. Der Ort, in dem die Vorräte der Familie angelegt sind. Innerhalb des Hauses also das „Innerste vom Innersten“, wie ich die Seele oder den „inneren Raum“ gerne nenne. Jesus also, wenn er uns zum Beten einlädt, empfiehlt uns einen Raum, der ein Raum ist zunächst ohne Kritik, ohne Ablehnung, ohne Ansprüche, ohne Erwartungen ...

Stellen wir uns auch hier nur für ein paar Momente vor, „**als ob**“ es so sei: Wir selber ohne Kritik, ohne Ablehnung, ohne Ansprüche, ohne Erwartungen von innen oder außen. Nur ein paar Momente lang vorstellen ...: Das ist der „innere Raum“. Also, dass wir in die Sichtweise Gottes gehen, wie der Väterlich-Mütterliche sein Angesicht über uns leuchten lässt. Wie

merkwürdig anders wie das, was wir „in der Welt“ oder auch uns oder anderen gegenüber gewohnt sind. Und doch so heilend. Für Momente auf alle Fälle. Und für mehr.

Also, Meditation ist leicht. Sie ist nicht etwas zu Tuendes. Sie ist Er-Innerung an das, was schon ist, immer sein wird, immer schon war. Eben leicht. Vielleicht eine Einladung, etwas sofort zu erproben: Dass sie für ein paar kurze Momente ihren Atem beobachten. Dann ihre Gedanken. Sie langsamer und weniger laut werden lassen. Und sich dann die Frage stellen: „Woher kommt mein nächster Gedanke? ... Was geschieht?“ Auch, wenn es nur Momente und nur wirklich Momente seien, dazwischen ist anscheinend ein Nichts. Ein qualifiziertes, lebendiges Nichts. Ein „Feld der Ermöglichung“. Ein Begriff aus der Quantenphysik, und was für ein Name, wenn wir Gott einmal so bezeichnen wollten: Ahnung einer anderen Gegenwart. Kreatürlicher Geist Gottes. Anwesenheit des mit uns gehenden, nie sich aufdrängenden Menschenbruders. „**Dazwischen**“.

Der Imperativ des Indikativ

Und vielleicht zum Schluss dann doch eine Provokation. Ich halte inzwischen nicht mehr viel, ehrlich gesagt sogar gar nichts mehr von der in der Theologie oder Homiletik gemachten Unterscheidung zwischen Indikativ und Imperativ. Wenn ich bisher davon sprach, alles **ist** schon da: Der Friede, die Gerechtigkeit, die Liebe oder wie auch immer wir das mit dann doch wieder kargen Worten beschreiben

wollten, dann sind wir im Anschluss daran geneigt zu sagen: „Und nun lebe es auch!“ Ich weiß nicht: Wenn wir von etwas begeistert sind, wenn uns etwas von der Seele gefallen ist, wenn Sie etwas ahnen, spüren, für wahr nehmen, dass es in Ihnen schon so ist, muss man/frau Ihnen dann noch sagen, dass Sie es auch im Außen, dass Sie dem nun in der Wirklichkeit Gestalt geben sollten? Wir können gar nicht anders, es ist selbst verstehend, es will gelebt werden. Es ist allenfalls die Frage, wie wir es in die Wirklichkeit umsetzen, aber nicht mehr, dass und ob wir es folgen lassen.

Ob „**darunter**“, ob „**dazwischen**“, es ist alles schon da und lebt in uns. Und drängt als Haltung und zu lebendes Leben nach außen. Nicht anders.

■ *Martin Auffarth, Freiburg*

*Auferstandener Christus,
unser Herz, unser Geist und unser Leib
sind wie Land, das nach dir dürstet.
Selbst wenn wir dich vergessen,
hören wir nicht auf, dich zu lieben.
Und du verlässt uns nie.
Du beschenkst jeden Menschen
mit unangefochtenem Vertrauen,
du bist immer zugegen. Amen.*

Frère Roger, Taizé

Literatur

*Jörg Zink, Urkraft des Heiligen, S. 53 ff. u. ö.
A. Grün, der innere Raum
F. Kinslow, Quantenheilung*

Erfahrungen mit Stille in der Seelsorge

Der Bedeutung von Stille im Zusammenhang von Seelsorge gehen Sabine Kast-Streib (KSt), Geschäftsführende Direktorin am landeskirchenlichen Zentrum für Seelsorge (ZfS) in Heidelberg, und Désirée Binder (DB), Diplom-Psychologin und Studienleiterin am ZfS in ihrem Gedankenaustausch nach und zeigen auch problematische Seiten auf.

KSt: Liebe Désirée, als wir im Zentrum für Seelsorge angefragt wurden, einen Artikel zum Jahr der Stille zu schreiben, gingen mir widersprüchliche Gedanken durch den Kopf: Seelsorge – hat das nicht zunächst mit Reden zu tun? In vielen unserer Fortbildungen beschäftigen wir uns mit Gesprächen und Gesprächsführung, mit dem Finden der richtigen Worte, mit Elementarisierung von theologisch-biblischen Inhalten, Zusagen und Trost. Und doch hat auch die Stille eine seelsorgliche Qualität – kann sie zumindest haben. Zwar kenne ich auch ratlose Stille und peinliches Schweigen. Aber daneben gibt es eine andere Art der Stille: Da nehmen sich die Gesprächspartner Raum zum Nachdenken, Nachspüren, hören auf etwas anderes als das gesprochene Wort: auf das, was ihre Seele sagt, ihr Körper, Gott ... Stille hat also viel mit Kommunikation und Beziehung zu tun (mindestens soviel wie wohl die Sprache!). Dazu gehört auch die Stille, die für mich selbst suche, um aufnahmefähig zu bleiben und wieder auf Worte hören zu können. So, jetzt bin ich auch mal still,

denn ich bin gespannt, was du zu diesem Thema meinst!

DB: Liebe Sabine, ich kann gut nachvollziehen, wovon du schreibst, und möchte zuerst mal auf deine Gedanken und Erfahrungen mit der Stille in Seelsorgegesprächen eingehen. Mir geht dazu durch den Sinn, dass sowohl Reden als auch Schweigen Beziehung stiften oder verhindern kann und dass wir weder lebendige, bezogene Kommunikation, noch tragfähige, kreative Stille „machen“ können. Wenn wir für beides offen sind und Raum schaffen, tragen wir dazu bei, aber ihre Wirkung haben wir letztlich nicht in der Hand. Worte und Schweigen bleiben immer vieldeutig, und ihre Bedeutung legt fest, wer sie empfängt. Ich habe ganz gute Erfahrungen damit gemacht, kurz nachzufragen, wie mein Gegenüber die Pause im Gespräch gerade erlebt und für sich füllt. Das kann sogar eine peinliche Spannung fruchtbar werden lassen und vertieft – wenn es einfühlsam und schlicht geschieht – den inneren Prozess, ohne ihn zu unterbrechen.

Nicht jedes Schweigen im Gespräch ist Stille im Sinne von wachem Präsentsein. Beides setzt bei den Beteiligten Vertrauen voraus. Es schafft einen kreativen Zwischenraum, in dem sich etwas Neues entfalten und Gesagtes weiterentwickeln kann. Manchmal birgt Stille auch die Gefahr, ins innere ‚Heimkino‘ zu gehen und sich dort die Filme und (Selbst-)Bilder anzuschauen, die schon so oft abgelaufen sind, Problemgeschichten und Ausweglosigkeiten, die nicht weiterführen,

sondern Ungelöstes und Belastendes wiederholen und verstärken. Um das zu unterscheiden und wertschätzend zu unterbrechen, sind Mut und Achtsamkeit gefragt. Wie erlebst du das?

KSt: Du sagst, tragfähige, Beziehung stiftende Stille könne man nicht „machen“. Doch frage ich mich, was wir als Seelsorgerinnen und Seelsorger trotz Nicht-Machbarkeit zu einer solchen Qualität der Stille beitragen können. Wie können wir dafür Mut und Achtsamkeit entwickeln? Du hast ja schon einiges angesprochen. Ich glaube, oft ist es gut, wenn wir als Seelsorgerinnen und Seelsorger nicht zu viele Worte machen. Darin steckt wohl eine Versuchung oder ein heimlicher Anspruch für uns: Wir meinen, das Gesagte gleich empathisch spiegeln zu müssen, gar eine Deutung anbieten zu sollen. Dadurch verbauen wir aber manchmal die Zwischenräume des Nachdenkens und kreativen Weiterentwickelns. Wir pflastern die Beziehung mit Worten zu, so dass nichts mehr wachsen kann. Auch mein Gegenüber in der Seelsorge muss ich manchmal vor zu vielen Worten schützen. Vor allem, wenn er oder sie sich mit seinem oder ihrem Reden im eigenen „Heimkino“ bewegt; hier kann ja neben dem stillen „Stummfilm“ auch ein „Tonfilm“ laufen! Freilich finde ich es oft schwer, die geeignete Stelle zu finden, um die „Stopp-Taste“ zu drücken und zu signalisieren, dass ich gerne eine Pause hätte. Eine Pause, die auch den anderen ins Nachdenken bringen und eine heilsame Unterbrechung bedeuten kann. Sicherlich wäre dieses Thema eine Fortbildung wert!

DB: Eine gute Idee, Sabine, lass uns das im Auge behalten! Denn das, wovon du schreibst, braucht Übung, auch im Umgang mit sich selbst. Oft dienen unsere Worte dazu, eigene Unsicherheiten zu überbrücken, besonders wenn es um Erfahrungen von Scheitern, Unglück, tiefer Not und Hilflosigkeit geht, die uns bestürzen und Angst machen. Schweigen kann da heißen, ich halte mit dir aus, dass wir an dieser Situation vielleicht nichts ändern können und auf deine bedrängenden Fragen beide keine Antwort haben. Ich glaube hier spielt eine große Rolle, wie wir selbst in unserem Leben schon solche tiefen Täler ‚durchwandert‘ haben, ob wir – wie Matthias Varga von Kibéd das so einladend ausdrückt – Nichtwissen, Verwirrung und Hilflosigkeit auch als kostbare Ressourcen erfahren können. Und ob wir einen Grund im Bodenlosen spüren, ein Netz, das uns trägt, auch wenn alle Stricke reißen ... Wenn an solchen dichten Stellen Pausen im Gespräch entstehen, kann sich darin tiefe Solidarität ausdrücken, wortloses Mitgefühl, wo beide sich nicht in ihren Rollen, sondern nur noch im Menschsein begegnen. Ich halte das für den größten Schatz, den Seelsorger/-innen mitbringen können!

KSt: In diesem Zusammenhang frage ich mich: Ist Stille, die wir nicht „machen“ können, dann ein Werk des Heiligen Geistes? Die Bibel bringt ihn nicht direkt damit in Verbindung, soweit ich das erkennen kann. Der Heilige Geist ist eher Einer, der für uns redet, betet und seufzt (Mk 13,11; Röm 8,26 u. a.) und der Menschen zum Reden bringt (Apg 2). An anderer Stelle

wird Stille aber als eine Qualität Gottes beschrieben: Er kommt zu Elia in einem „stillen, sanften Sausen“ (1. Kö 19,12). Viel öfter redet die Bibel jedoch vom „Stillesein“ des Menschen, als eine erwünschte, andächtige Haltung vor Gott. Du erwähnest neulich zum Beispiel Psalm 62,2: „Meine Seele ist stille zu Gott, der mir hilft“. Ich denke auch an Jesaja 30,15: „... durch Stillesein und hoffen würdet ihr stark ... aber ihr wollt nicht!“ Was können wir also „machen“ und was nicht?

DB: Und mir fällt dazu noch Jesus ein, der schweigend in den Sand malt und damit einen Gerichtsprozess in Seelsorge verwandelt ... Ich glaube, es geht in erster Linie darum, präsent zu sein und ‚durchlässig‘ – für die Wirklichkeit unseres Gegenübers, unsere eigenen Resonanzen und für das Wirken Gottes. Dabei kann die eigene Erfahrung mit Stille in Meditation und Gebet eine große Unterstützung sein. Worte treffen Unterscheidungen, indem sie etwas benennen, trennen sie, definieren, deklarieren und, teilen die Welt auf. Stille, Schweigen führt wieder zusammen, lauscht dem Ganzen, tastet nach Wahrheit, berührt Wesenhaftes, Wesentliches und öffnet uns zu Gott, dem Einen, dem Ganzen. Vielleicht ist sogar das einzig angemessene „Reden von Gott“ das Schweigen? Von Bert Brecht, der ja nicht gerade als ‚gläubig‘ bekannt ist, gibt es ein sehr schönes Gedicht, das beginnt so: „Geh ich zeitig in die Leere, komm ich aus der Leere voll. Wenn ich mit dem Nichts verkehre; weiß ich wieder, was ich soll ...“

KSt: Wir haben jetzt beide viel Würdigen über die Stille und das Schweigen gesagt. Ich möchte auch noch auf die problematischen, fragwürdigen Seiten zu sprechen kommen. Darauf den Blick zu lenken gehört zu unserer seelsorglichen Verantwortung, auch wenn das Jahr der Stille sich wohl auf die positiven Seiten beschränkt. In der Bibel finde ich gerade im Blick auf uns Frauen Texte, die ich als problematisch empfinde: Eine Frau „lerne in der Stille“ (1. Tim 2,11). Frauen sollen „im ... Schmuck des sanften und stillen Geistes“ leben (1. Pt 3,4) und „schweigen“ in der Gemeinde (1. Kor 14,34). Stille wird hier zum Ideal von Frauensozialisation: Frauen sollen stillhalten, sich nicht so wichtig machen, Selbstdarstellung und „Sich-Präsentieren“ in der Öffentlichkeit stehen ihnen nicht zu. Sich durchsetzen ist unweiblich. In diesem Sinne könnte ich fortfahren. Viele Frauen sind mit solchen Prinzipien – ausgesprochen und unausgesprochen – aufgewachsen. Mit daraus erwachsenden (Rollen-)Konflikten, Selbstzweifeln und Fragen habe ich auch in der Seelsorge zu tun.

Stille hat auch eine unheilvolle Seite. Besonders deutlich wird dies, wo Opfer von Missbrauch und Gewalt zum Stillsein und Stillhalten gezwungen werden. Aber auch in weniger traumatischen Situationen kann es Aufgabe der Seelsorge sein, Schweigen zu durchbrechen, dem Unsäglichen Worte zu verleihen, Menschen zum Reden zu ermutigen und Opfern eine Stimme zu geben. „In der Stille der Nacht“ (so der Titel eines Gänsehaut-Thrillers) kann sich Beängstigendes breit machen. Nicht nur um uns herum, son-

dern auch in uns. In der Stille können Sorgen und Unerledigtes ein erdrückendes Gewicht bekommen und uns nicht schlafen lassen. Stille kann Einsamkeit bedeuten, den Verlust eines nahen Menschen, Isolation und mangelnde Kommunikation. Wie furchtbar kann Stille dann erlebt werden!

DB: Ja, das ist die andere, die dunkle Seite der Stille, und gut, dass wir auch darauf noch zu sprechen kommen! Wie alles andere kann auch Stille missbraucht werden und sie zu verordnen, ist ein Herrschaftsinstrument. Das mindert ihre positive Bedeutung nicht, sondern macht uns vielmehr sensibel dafür, wo Menschen ihre Talente unter einem ‚Sei still!‘ verkümmern lassen. Besonders Frauen haben das über Jahrhunderte erfahren, nicht nur, aber vor allem in der Kirche. Wir verdanken der Frauenbewegung, der feministischen und der Befreiungstheologie unendlich viel! Gerade durch ihr Heraustreten aus dem Schweigen haben mutige, kreative Frauen und Männer solche Herrschafts- und Machtinstrumente entlarvt und den Unterdrückten eine Stimme gegeben.

Auch das war eine ‚Musterunterbrechung‘. Und wenn Seelsorger/-innen Menschen genau zu dem ermutigen, was für sie gerade dran ist, ihren Ausdruck und ihre Worte zu finden, für sich einzustehen und sich dafür in der Ruhe und Entschleunigung der Stille Kraft zu holen, die kleinen Momente des Innehalten zu genießen, erfüllen sie eine Aufgabe von unschätzbarem Wert!

Abschließend noch eine kleine Alltagsbegebenheit: Wenn ich beim Telefonieren mit meinem Lieblingsversandhaus mal in die Warteschleife gerate, bittet mich eine freundliche Stimme um etwas Geduld und sagt: „In der Zwischenzeit hören Sie Stille“ – und dann ist es auch tatsächlich still! Was für ein Geschenk, mitten in Lärm und Hektik ...!

■ *Sabine Kast-Streib, Heidelberg/Karlsruhe, und Désirée Binder, Wittnau*

Fehlende richtige Einstellung?

In der Nummer 5 der Pfarrvereinsblätter hat sich Prof. Stollberg in seinem Festvortrag für eine Stärkung von mündigen Gemeinden stark gemacht und sich dabei auch kritisch gegenüber gewissen Tendenzen in der Volkskirche geäußert. Zu einer solchen Äußerung eine kritische Replik:

In seinem für den 90. Geburtstag von Rudolf Bohren vorgesehenen Festvortrag beklagt sich Prof. Dr. Dietrich Stollberg über das heutige Engagement zugunsten von eigenen Jugendkirchen: „Ob dieser Sonderservice für eine Altersgruppe der Einheit der Gemeinde und der Verständigung der Generationen dient, darf bezweifelt werden. Wenn das Interesse an jenem speziellen Stil mit Bands und jugendlichem Eventcharakter erlahmt, dürfte keinerlei Sinn für den ‚normalen‘ Gottesdienst der Gemeinde und das Verständnis der Generationen vorhanden sein.“ Der Redner mag ja mit dieser seiner Einschätzung recht haben. Trotzdem empfehle ich ihm dringend, einmal der Nürnberger Zweiggemeinde von ICF (International Christian Fellowship) in der Nähe seines Wohnorts Fürth einen Besuch abzustatten oder sich im Internet von der Karlsruher ICF ein Bild zu machen (www.icf-karlsruhe.de). Es würde ihm auffallen, wie krass der Gegensatz der dort gefeierten Gottesdienste – auf Altersgruppen abgestimmt – zu einem durchschnittlichen landeskirchlichen Sonntagsgottesdienst ist. Es würde Professor Stollberg vielleicht verständlich werden,

weshalb Jugendliche und junge Erwachsene in landeskirchlichen Gottesdiensten weitgehend fehlen, bei ICF und ähnlich gelagerten freikirchlichen Gemeinden aber gehäuft anzutreffen sind. Vielleicht würde er sich dann mit etwas mehr Verständnis und Anerkennung zu dem Bemühen äußern, mit Extra-Gottesdiensten, ja ganzen Extra-Gemeinden dieser Altersgruppe eine Bleibe unter dem „Dach“ der Landeskirchen zu bieten. Ja, ich weiß sehr wohl um die schwierige Aufgabe, Jugendliche und junge Erwachsene, die sich an einen Gottesdienst-Stil gewöhnt haben, der ihnen kulturell entgegenkommt, früher oder später an andere Formen und Inhalte des Gottesdienstes heranzuführen. Ich gebe aber zu bedenken, dass man nur solche Menschen einander näher bringen kann, die man zuvor gewonnen hat, indem man ihnen weit entgegen gegangen ist.

Auf der Internet-Seite von ICF Karlsruhe kann man erfahren, dass dort neben dem leitenden Pastoren-Ehepaar ein weiterer Pastor, eine Jugendpastorin für junge Erwachsene, ein Jugendpastor für Jugendliche und schließlich eine Kinderpastorin tätig sind. Nein, diese sind nicht oder noch nicht alle hauptamtlich angestellt, aber Arbeitsteilung wird dort eindeutig praktiziert. Dieser aber erteilt Professor Stollberg eine Absage, wenn er sich darüber beklagt, dass Pfarrerrinnen und Pfarrer „nicht mehr genügend Religionsunterricht erteilen“, ihre Gemeindeglieder nicht mehr im Krankenhaus besuchen, sich aus der Kindergottesdienstvorbereitung, aus dem Konfirmandenunterricht und der

Jugendarbeit zurückgezogen und diese Felder Spezialisten und Ehrenamtlichen überlassen haben. Nebenbei gefragt: Wo in einer deutschen evangelischen Landeskirche ist in letzter Zeit das Deputat an Religionsunterricht für Pfarrerinnen und Pfarrer verringert worden? Als langjährig tätiger Gemeindepfarrer reibe ich mir die Augen und frage: Soll hier also wieder der althergebrachten Pastorenkirche das Wort geredet werden? Werden die vielfältigen Aufgaben in der Gemeinde immer dann am besten erfüllt, wenn möglichst viele davon der Pfarrer bzw. die Pfarrerin aufgeladen bekommt? Soll all das, was in den letzten Jahren über den Gaben-orientierten Einsatz von Mitarbeitenden erkannt und verbreitet worden ist, wohl für Ehrenamtliche gelten, für Pfarrerrinnen und Pfarrer aber nicht? Sind Ehrenamtliche denn nur Helferinnen und Helfer, weil Hauptamtliche da und dort (leider) überlastet sind? Wer soll denn Freude finden und behalten an einem Beruf, der nur von Beinahe-alles-Könnern und Beinahe-alles-Machern ausgeübt werden kann?

Im Wissen darum, welcher massiven freikirchlichen Konkurrenz mit vergleichsweise üppiger Personalausstattung und viel ehrenamtlichem Engagement unsere landeskirchlichen Gemeinden mancherorts ausgesetzt sind, dann scheinen mir die Klagen und Forderungen von Professor Stollberg ungewollt dazu beizutragen, dass wir landeskirchlicherseits noch weniger konkurrenzfähig werden, noch unzeitgemäßer arbeiten, sollten wir diesen Klagen und Forderungen nachgeben. Ei-

ne Doppelfrage zum Schluss: Hat Professor Stollberg noch nicht bemerkt, dass heute manche Aufgaben im Pfarramt mehr zeitlichen und kräftemäßigen Aufwand als vor Jahrzehnten erfordern, weil unsere Adressaten vielfältiger und oftmals anspruchsvoller geworden sind? Täte er nicht gut daran, mit dem Vorwurf etwas vorsichtiger zu sein, wir Pfarrerinnen und Pfarrer seien für unsere gefühlte Überlastung selber verantwortlich und könnten alle traditionellen Erwartungen an das Pfarramt bestens erfüllen, wenn wir nur die richtige Einstellung dazu hätten?

■ *Martin Rösch, Linkenheim-Hochstetten*

Beihilfekürzung bei gesundheitlichen Rehabilitationsmaßnahmen

Ergänzend zum Leserbrief von Herrn Albert möchte ich bemerken, dass ich auch zu den Betroffenen dieser neuen Regelung im Beihilferecht des Landes gehöre.

Bei mir waren es aber nicht nur knapp 500 oder 1.000 Euro, sondern über 2.000 Euro, die die Beihilfe nach meiner letzten Rehabilitationsbehandlung nicht mehr anerkennen wollte. Lediglich mein beharrliches Einlegen von Widerspruch führte dazu, dass am Ende die Behandlungskosten „letztmalig“ nach dem alten Beihilferecht doch noch nachträglich anerkannt wurden. Gleichzeitig wurde vom KVBW jedoch bekräftigt, „dass für zukünftige Aufwendungen die Regelung des § 7 BVO“ in seiner geänderten Fassung „in vollem Umfang anzuwenden ist“.

Da ich aufgrund meiner fortgeschrittenen Behinderung (Multiple Sklerose) dringend auf jährliche qualifizierte stationäre Rehabilitationsbehandlungen zur Erhaltung meiner Selbständigkeit und Arbeitsfähigkeit angewiesen bin, bedeutet dies für mich voraussichtlich künftig jährlich eine immense Selbstbeteiligung von etwa 2.000 Euro, was eine erhebliche Kürzung meiner „Besoldung und Versorgung“ darstellt, und was ich dann ggf. mit Sparmaßnahmen an anderer Stelle, z. B. Verzicht auf Urlaub, kompensieren muss.

Es würde mich interessieren, ob es inzwischen noch mehr Betroffene dieser

Neuregelungen gibt, und ob wir unsere Schritte gegen diese massive Verschlechterung unserer gesundheitlichen Versorgung koordinieren könnten. Dem Appell von Herrn Albert an unsere Kirchenleitung, hier über das staatliche Beihilferecht hinaus sozialverträgliche Lösungen für betroffene Kolleginnen und Kollegen zu finden, kann ich mich im Übrigen nur anschließen.

■ *Stefan Schütze, Karlsruhe*

Evangelische Partnerhilfe Persönliche Hilfe, die direkt ankommt!

Seit jetzt 16 Jahren unterstützt die Aktion Evangelische Partnerhilfe Pfarrerinnen und Pfarrer und andere kirchliche und diakonische Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter evangelischer Partnerkirchen aus Mittel- und Osteuropa. Etwa 55 Millionen Euro sind in diesen Jahren – vor allem von den Pfarrerinnen und Pfarrern der Mitgliedskirchen der EKD, aber auch von anderen Mitarbeitenden aus Kirche und Diakonie – für diese Aktion direkter Hilfe aufgebracht worden!

Für diese großzügigen Spenden danken wir allen, die dazu ihren Beitrag geleistet haben, ganz herzlich! Sie haben zahlreichen Pfarr- und Mitarbeiterfamilien in den evangelischen Minderheitskirchen geholfen, die schwierigen Jahre des kirchlichen, gesellschaftlichen und ökonomischen Umbruchs nach der Wende zu erleichtern und in vielen Fällen diese überhaupt zu überstehen. Zahlreiche Dankschreiben von Empfängern belegen das. In einem aktuellen Brief aus Lettland an die Ev. Partnerhilfe heißt es z. B.: „Wir sind sehr dankbar für die vielen Jahre der finanziellen Unterstützung unserer Pastoren, kirchlichen- und Diakoniemitarbeiter. Das ermöglichte einen erfolgreichen Dienst der Kirche Jesu Christi in unserer Gesellschaft und rettete viele Pastorenfamilien vor Armut.“

Das ist die gute Nachricht; die schlechte Nachricht ist, dass sich die globale Finanz- und Wirtschaftskrise in einer Reihe

von Ländern in Mittel- und Osteuropa viel ungehemmter als bisher in Deutschland auf die Lebensverhältnisse der Menschen ausgewirkt hat. So sollen z. B. in Rumänien zum 1. Juni diesen Jahres im Zuge extremer Sparmaßnahmen alle Renten um 15 Prozent gekürzt werden, meldet „Welt-online“ vom 9.6.2010. Derzeit liegt die durchschnittliche Rente nach Angaben des Statistikamtes bei 734 Lei (etwa 175 Euro), die Mindestrente bei 350 Lei (85 Euro). Die Auswirkungen der durch die Übernahme eines 20-Milliarden-Kredits seitens des IWF und der EU auf die Kirchen und ihre Mitarbeiter sind noch gar nicht absehbar.

Aus einer Partnerkirche in der Slowakei liegen uns aktuelle Zahlen vor. Nach einem beachtlichen wirtschaftlichen Aufschwung – mit Einführung der Euro-Währung – ist die Zahl der Arbeitslosen auf über 12 Prozent gewachsen, die Miete für eine 2-Zimmer-Wohnung liegt bei 200 Euro, die Durchschnittsrente bei 350 Euro, das vom Staat gezahlte Gehalt eines Pfarrers (nach 10 Jahren Dienst) beträgt 383 Euro, der Preis für 1 L Benzin 1,26 Euro.

Evangelische Partnerhilfe – persönliche Hilfe, die weiterhin nötig ist!

Die jüngste wirtschaftliche Entwicklung in Mittel- und Osteuropa und deren Folgen für die Mitarbeitenden unserer Partnerkirchen erfordern von uns verstärkte Anstrengungen. Trotz leicht zurückgehender Spenden konnten wir im Jahr 2009 nochmals 2 Millionen Euro an die Empfänger in den Partnerkirchen weitergeben, aber sie benötigen eigentlich nicht

weniger, sondern mehr Unterstützung seitens der Ev. Partnerhilfe!

Darum bitten wir unsere treuen Spender, nicht nachzulassen in ihrem Engagement und diejenigen, die sich bislang noch nicht zu einer Spende durchringen konnten, bei der Aktion Ev. Partnerhilfe einzusteigen!

■ *Dr. Hermann Schaefer, Vorsitzender*

Bitte rufen Sie uns an,
wir geben gern weitere Auskünfte!
Evangelische Partnerhilfe e.V.
Geschäftsführerin
Frau Dagmar Christmann
Archivstr. 3
30169 Hannover
Tel. (05 11) 12 41-4 78
Fax (05 11) 12 41-3 78
E-Mail: ev-partnerhilfe@ekd.de

Spendenkonto

– auch für einmalige Spenden –
Ev. Partnerhilfe
Konto-Nr.: 61 98 50
BLZ: 520 604 10
Ev. Kreditgenossenschaft Hannover

Für Überweisungen aus dem Ausland:
IBAN: DE80 5206 0410 0000 6198 50
BIC: GENODEF1Ek1

Studierende Kinder

... können sich bei Studienbeginn von der studentischen Versicherungspflicht freistellen lassen. Dies macht man bei der AOK des Studien- oder Wohnortes (oder, falls der Studierende schon bei einer gesetzlichen Krankenkasse versichert war, dort). Die Freistellung gilt für die gesamte Dauer des Studiums so lange, wie Kindergeld gezahlt wird, also max. bis zum **25. Lebensjahr** (zuzügl. evtl. Wehr-/Zivildienstzeit). Beachten Sie die Übergangsregelung für im SS 2006 oder WS 2006/2007 eingeschriebene Studenten, siehe Pfarrvereinsblatt 10/2008, S. 260.

Bei Studienabbruch oder Zeitüberschreitung muss sich der Student selbst weiterversichern. Im Zweifelsfall sollten Sie Ihre Beihilfestelle vorher um Rat fragen, ob noch Beihilfefähigkeit besteht und wie lange. Die Gewährungsfristen werden in bestimmten Fällen nach Beendigung des Studiums bis Jahresende verlängert. Auch die Familienfürsorge berät in Fragen der privaten Krankenversicherung nach dem Studium. Dort besteht eine Optionsversicherung, die es studierenden Kindern von Mitgliedern des Pfarrvereins ermöglicht, bei Verlust ihres Beihilfeanspruchs aus Altersgründen, sich günstiger zu versichern. Beihilfeberechtigte Kinder werden von uns in der Krankenhilfe mitberücksichtigt. Auch die beihilfeberechtigten Angehörigen sollten wissen, dass bei Arzt/Zahnarztbesuch, Krankenhausbehandlung usw. angegeben werden soll: beihilfeberechtigt und Selbstzahler.

Das Jahr der Stille ...

... kann auch an die erinnern, die subtil und gewaltsam still und stumm gemacht werden. Zwei relative Neuerscheinungen zur Homiletik bzw. zum Abendmahl haben sich dies dezidiert auf die Fahne geschrieben: Andrea Bieler/Hans-Martin Gutmann: „Rechtfertigung der Überflüssigen. Die Aufgabe der Predigt heute“, Gütersloher 2008, und: Andrea Bieler/Luise Schottroff: „Das Abendmahl. Essen, um zu leben.“, Gütersloh 2007.

Beide Bücher haben ihre Wurzeln in der nicht so vertrauten, aber sehr anregenden bis anstößigen nordamerikanischen theologischen Diskussion. Sie verknüpfen die beiden Fragen von Leiblichkeit und Ökonomie und entfalten so engagiert das kritische wie verwandelnde Potential altbekannter theologischer Grundfragen.

In beiden Bücher entdeckt man während des Lesens selbst, wie bekannte homiletische bzw. liturgische Ansichten neu formuliert werden und in den Horizont leibhafter wie drängender Nöte gerückt sind. So entstehen neue berührende Perspektiven. Die eigene Predigt- und Abendmahlspraxis wird nach der Lektüre nicht dieselbe bleiben wie vorher. Es geht um die sehr konkrete Leiblichkeit derer, die unsere Predigten hören und mit uns Abendmahl feiern, um deren Verkrümmungen und darum, wie das Wort Gottes bzw. das Abendmahl ihnen Raum schenkt, an Leib und Seele heiler zu werden.

Beide Bücher sind im Tandem geschrieben, sorgfältig gedacht und, was die theologische Diskussion betrifft, auf neuestem Stand. Auch sind sie recht flüssig zu lesen.

Wer es lieber in kleinen Häppchen, resümierender, aber genauso anregend mag, dem sei das schöne, auch handwerklich gut gemachte Buch „Christliche Lebenskunst“, herausgegeben von P. Bubmann und B. Sill (Regensburg 2008), ans Herz gelegt. Die theologisch bedeutsame Ästhetik wird weitergedacht als christliche Lebenskunst, die sich versteht als „stille Aneignung (...) der Wirklichkeit Christi und als Form von Nachfolge.“ In insgesamt 41 kleinen, für sich abgeschlossenen und von ganz verschiedenen theologischen Autorinnen und Autoren geschriebenen Artikeln wird diese christliche Lebenskunst skizziert. Die Artikel haben zwar unterschiedlichen Charakter und es entsteht keine Gesamtsicht, aber schon allein für sich genommen führen sie kompendienhaft (recht schnell) in die Tiefe alltäglicher Vollzüge und dienen sehr gut der eigenen Spiritualität oder der Predigtvorbereitung. So findet sich auch ein Artikel über „Reden und Schweigen“, der gut zum Jahr der Stille passt.

■ *Jochen Kunath, Freiburg*

Hub Hildenbrand Trio Requiem

Das Hub Hildenbrand Trio hat sich im Bereich Jazz und Weltmusik bereits mit zahlreichen Konzerten, zwei CD Veröffentlichungen („Heimat“ und „News from afar“) einen Namen gemacht.

Am 5. Oktober 2010 wird die neue CD „Hub Hildenbrand Trio – Requiem“ veröffentlicht. Gregorianische Choräle treffen hier auf Jazz, Improvisation auf Komposition und Liedhaftes auf Neue Musik. Es ist die intensive musikalische Auseinandersetzung mit dem gesamten Messablauf – eine kontemplative Reise, die den Hörer berühren und bereichern soll.

(Mehr Informationen: www.hubhildenbrandtrio.com/requiem.htm)

Die Kirche ist einer der wenigen Orte, in der der Tod nicht verdrängt wird – ein Ort, an dem Trauer und Verarbeitung einen Platz haben. Und gerade die Beschäftigung mit dem Tod und unserer Endlichkeit bietet einen Weg zum Erkennen der Bedeutung unseres Lebens und dessen Zerbrechlichkeit – etwas, das in unserer Gesellschaft abhanden zu kommen scheint.

Bei Interesse an einem Konzert in Ihrer Kirche wenden Sie sich an:

Hub Hildenbrand

Leinestraße 48

12049 Berlin

Tel.: (030) 62 70 81 58

mobil: 0160 - 1 22 90 91

E-Mail: hh@hubhildenbrand.de

Karl Ludwig Oft

* 17.8.1927

† 15.4.2010

Am 15. April 2010 ist Pfarrer i. R. Karl Ludwig Oft nach kurzer schwerer Krankheit an Herzversagen in Lahr gestorben. Am 23. April haben wir seine Urne auf dem Friedhof in Seelbach bei Lahr bestattet, wo er lange gewohnt hat. Eine große Gemeinde war gekommen, um Abschied zu nehmen.

Karl Ludwig Oft, am 17. August 1927 in Erndtebrück in Westfalen geboren, wurde als 16-Jähriger aus dem Gymnasium heraus als Luftwaffenhelfer und dann als Soldat in die Wehrmacht eingezogen. Ab und zu erzählte er von seinen traumatischen Erlebnissen. Im Oktober 1945 aus der Kriegsgefangenschaft entlassen, holte er 1947 das Abitur nach.

In dieser Zeit reifte sein Entschluss, Pfarrer zu werden. Er durchlief die theologische Ausbildung im Missions-Seminar St. Crischona in Basel. Die Schwester eines Studienkollegen, Luise Baumann, wurde seine Frau. 1954 feierten die beiden in Bonn-Beuel ihre Hochzeit. Den Eheleuten wurden drei Kinder geschenkt. Die jüngste Tochter starb aber 1962 schon 4 Tage nach der Geburt.

1955 wurde Karl Ludwig Oft in Bonn-Beuel zum Pfarrer ordiniert. Sein Beruf führte ihn an viele Orte mit vielfältigen Diensten. Besonders wichtig waren 12 arbeitsreiche Jahre in der Kirchengemeinde Köppern-Friedrichsdorf/Taunus, in der er durch viele Baumaßnahmen besonders gefordert war. Daneben hat Karl

Ludwig Oft noch ein Theologiestudium an der Universität Bonn absolviert und 1969 mit den erforderlichen Examina abgeschlossen.

Karl Ludwig Oft hat die ganze Breite des Pfarrdienstes erlebt und ausgefüllt: Von der Gemeindefarbeit mit Seelsorge und vielem mehr bis zum Religionsunterricht an fast allen Schularten, dazu Sonderdienste als Gefängnisseelsorger, Dekanatsjugendpfarrer und Dekanatsdiakoniefarrer. Er übernahm auch staatliche Aufgaben als Schöffe, im Jugendwohlfahrtsausschuss und in der Denkmalpflege.

Von 1979–1990 war Karl Ludwig Oft Krankenhauspfarrer in Lahr und Ettenheim, der erste, der diese Aufgabe als hauptamtlichen Dienst wahrnahm. Bis heute wirkt seine Aufbauarbeit nach. Ab 1990 im Ruhestand, übernahm Herr Oft weiterhin Vertretungen im Kirchenbezirk. Bis zuletzt war er in seiner besonderen Weise wach und aufmerksam für alle, die ihm begegneten.

Karl Ludwig Oft wollte keine Würdigung. Aber er hat für den Trauergottesdienst zwei Bibeltexre ausgewählt zum Trost für seine Familie und die Gemeinde. Im Lukasevangelium 24, 36–49 findet uns der auferstandene Christus in unserer Angst und in unserer Trauer und sagt: „Was seid ihr so erschrocken und warum kommen solche Gedanken in euer Herz?“ Und im 1. Korintherbrief 15, 42+43 tröstet uns Paulus mit einem einfühlsamen Bild: Es wird gesät verweslich, niedrig, armselig. Aber es wird auferstehen unverweslich,

in Herrlichkeit, in Kraft. Als Klinikseelsorger hat Karl Ludwig Oft viele Menschen in ihrer Schwachheit begleitet. Zuletzt hat er mit seinem eigenen Schwachwerden umgehen müssen. Deshalb war ihm dieser ehrliche Trost wichtig: Unsere Schwachheit nicht zu verleugnen – aber darauf zu hoffen, dass zugleich das neue Leben aufwächst, zu dem Gott uns auferweckt und verwandelt.

■ *Martin Renner, Lahr*

Nun trägt der Abendwind

Nun trägt der Abendwind den Tag
mit seiner Last von Licht und Schatten
hinweg mit schwerem Flügelschlag

und legt ihn ab in Gottes Zeit,
der ihn von dem Gewicht der Erde
mit liebevoller Hand befreit.

Sieh nun den Tag - wie schnell verweht!
Wo ist das Licht, wo sind die Schatten?
Ein Dank, ein Seufzer im Gebet -

dann kommt die Nacht - der Tag ist nun
schon lang gelegt in Gottes Hände,
wo Tage, Jahre, Zeiten ruhn.

Kurt Rose

*Kurt Rose: Da war die Nacht/ Da kam das Licht.
Neue Geistliche Lieder, Strube-Verlag, München 1987*

Schriftleitung: Andrea Knauber und Dr. Jochen Kunath

Dr. Jochen Kunath, Markgrafenstr. 18 b, 79115 Freiburg. Tel.: 07 61/4 59 69-0, Fax: 07 61/4 59 69-69
Andrea Knauber, Im Brüchle 11, 76646 Bruchsal. Tel.: 0 72 57/90 30 70, Fax: 0 72 57/92 42 89

Textbeiträge senden Sie bitte an: schriftleitung@pfarrverein-baden.de

Herausgeber: Vorstand des Evangelischen Pfarrvereins in Baden e. V., Vorsitzender: Prof. Dr. Traugott Schächtele;
Büro des Pfarrvereins: 76133 Karlsruhe, Reinhold-Frank-Straße 35, Tel.: 07 21/84 88 63, Fax: 07 21/84 43 36
Postfach 2226, 76010 Karlsruhe, www.pfarrverein-baden.de, E-Mail: info@pfarrverein-baden.de

Grafik und Versand: Perfect Page, Kaiserstraße 88, 76133 Karlsruhe

Gestaltung: Denise Mia Musazzi, Perfect Page; Titelbild: Daniel Brockpähler; ehem. Kreuzgang im Kloster Marienfeld

Auflage: 1900 auf chlorfreiem Papier

Herstellung: Druckerei Woge, Ettlinger Straße 30, 76307 Karlsbad-Langensteinbach
